

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 83-84 (2008-2009)

Artikel: Die letzten Besitzerinnen der Seeburg Kreuzlingen
Autor: Egli-Gerber, Renata
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-698816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten Besitzerinnen der Seeburg Kreuzlingen

Ein Beitrag zum Jubiläum 2008 von Renata Egli-Gerber,
Kreuzlingen

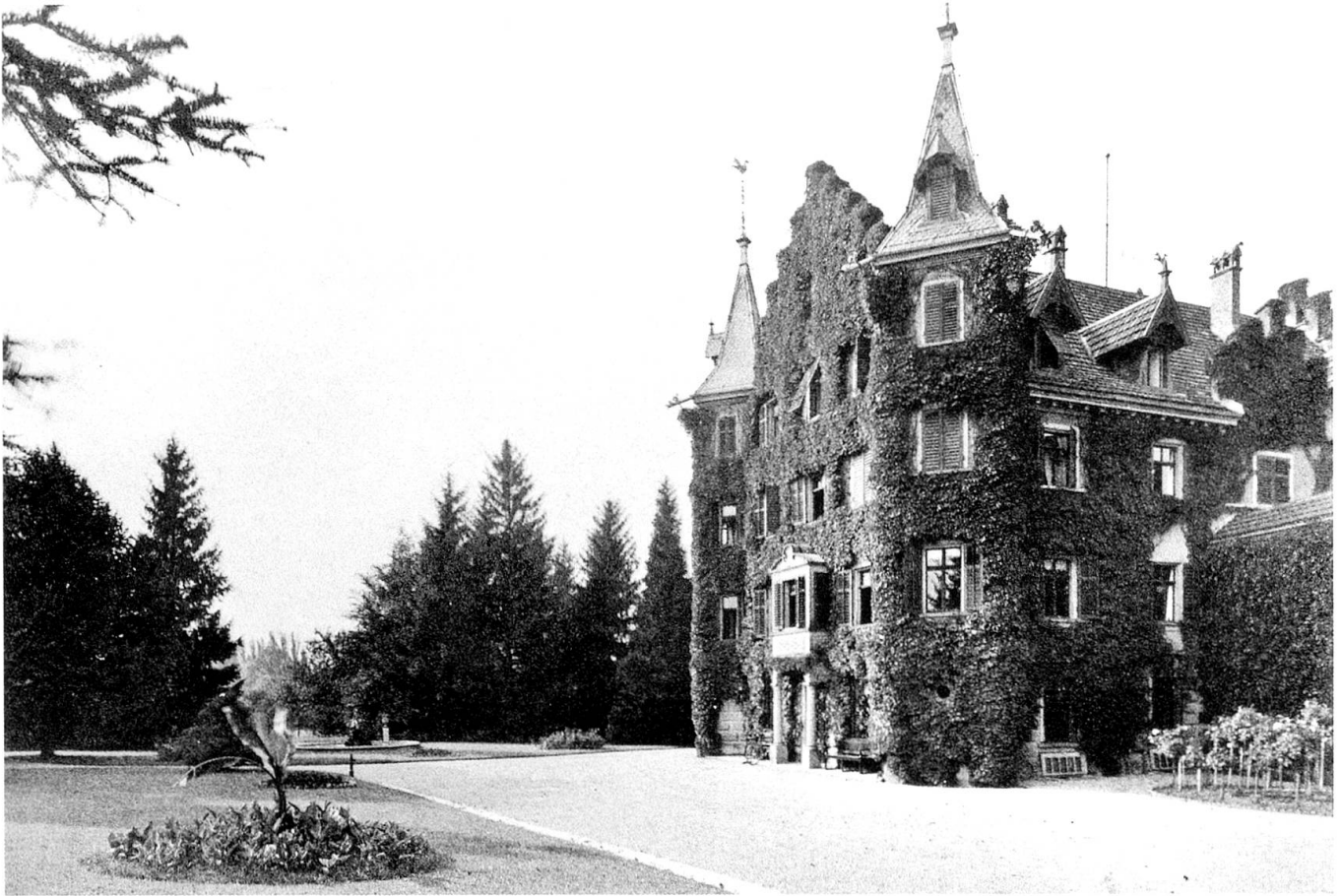
Die letzten Besitzerinnen der Seeburg Kreuzlingen

«Wie oft haben wir über den Zaun gespäht, einen Blick zwischen die Gitterstäbe in den Park geworfen, an den hohen Frontgiebeln mit Ecktürmchen und den drachenflattrigen Wasserspeiern emporgeschaut, immer im geheimen Wunsch, einmal hinter diese Mauern und Fenster zu sehen, in die Räume, Flure und Treppenaufgänge zu blicken; denn das Schloss war, wie alles, was aus früheren Jahrhunderten stammte, von Geschichte und Romanik umwittert.

Aber an den Eingängen standen die Tafeln mit dem strengen «Eingang verboten!». Tafeln aus Erz mit goldschimmernden Lettern auf schwarzem Grund, wie Diener in Livree, die mit missbilligender Miene alle abwiesen, die den Anforderungen des Hauses nicht genügten.»

So erinnert sich der Lehrer und Lokalhistoriker Albin Beeli noch 1964 an die Seeburg in einer Schrift über Kreuzlingen.

Seit 51 Jahren ist die Seeburg in Kreuzlinger Stadtbefitz und für jedermann zugänglich. Ebenso der sie umgebende Park, der ein Naturschutzgebiet von nationaler Bedeutung geworden ist. Mit vielen kulturellen und sportlichen Aktivitäten wurde 2008 das 50-Jahr-Jubiläum begangen. Im über 400 Jahre alten Schloss am Bodensee betreibt das Gastronomenehepaar Gabi und Adrian Nufer das Restaurant Seeburg.



Die Südseite der Seeburg mit dem Eingang, durch den man heute ins Restaurant gelangt. Das ganze Gebäude war damals samt Türmen mit Efeu dicht überwachsen.

Mit der grossen Terrasse, die eine wundervolle Aussicht auf Park und See gewährt, ist das Schlossrestaurant gerade im Sommer ein Kleinod für Romantiker. Jedoch auch im Winter verwöhnt das Team in den Schlossräumen Gesellschaften und eine treue Stammkundschaft. Da sich nun dort auch ein stimmungsvoller Raum für Ziviltrauungen befindet, werden auf der Seeburg viele Hochzeitsfeste gefeiert. Wer zum ersten Mal dorthinkommt, muss oft lange suchen, bis er die Zufahrt findet und die Seeburg hinter dem alten Baumbestand entdeckt. Die Pächter wünschen sich darum eine bessere Ausschilderung durch die Stadt. Sie wurden im April 2007 durch eine vom Restaurant-Führer Guide Bleu im Thurgau durchgeführte Volkswahl zum Gastgeber-Team des Jahres ausgewählt.

Wechselvolle Geschichte

Die Seeburg ist eng mit der Stadtgeschichte Kreuzlingens verbunden. 1598 wurde sie von Junker Johann Jakob Atzenholz aus Konstanz erbaut. Sie hiess damals noch Neuhorn und das Seeufer verlief knapp an



Burger Stahlbau AG

Hungerbühlstr. 4
8500 Frauenfeld
Tel. 052 720 83 20
Fax 052 720 83 23
www.burgertore.ch

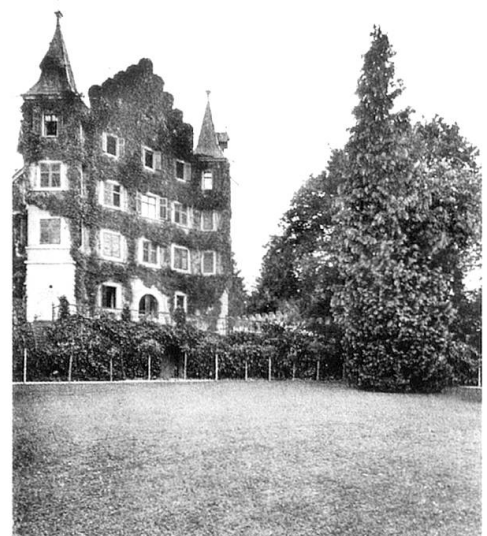
30 Jahre Burger Stahlbau AG



- Schlosserei
- Baumontagen
- Schweissarbeiten
- Stahlkonstruktionen
- Baugrubensicherung

Links: Östlicher Eingang zum Hof und zur Terrasse. Über dem Tor hängt immer noch die Glocke. Der Turm und die südliche Flügelmauer stellen den ältesten Teil des Schlösschens dar. Auf dieser Mauer ist noch das originale Erbauungsdatum 1598 eingehauen.

Rechts: Die Nordseite der Seeburg. Die Aufnahme wurde etwas unterhalb des heutigen Rosengartens gemacht.



der Gartenmauer. Der heutige Park entstand zu einem grossen Teil durch Aufschüttungen vor rund fünfzig Jahren. Das Schlösschen diente ab 1618 den Äbten von Konstanz als Sommersitz. 1633 legten es vermutlich die Schweden während der Belagerung in Schutt und Asche. Dreissig Jahre danach wurde die Seeburg wieder aufgebaut und wie zuvor verbrachten dort die Äbte des Kreuzlinger Stifts den Sommer. Bis zur Säkularisierung 1848 blieb das Schloss in Klosterbesitz. Immer wieder stand es im Winter leer, da es sich nur schlecht heizen liess. Gefroren haben wohl auch die Zöglinge des von Johann Jakob Wehrli gegründeten Lehrerseminars, das sich von 1833 bis 1850 im Schloss befand. Die heutige Form erhielt das Gebäude gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach mehreren Umbauten, nun im Besitz von Ferdinand Ammann, der es seinem Sohn Ferdinand August vererbte. Obwohl kostbare Kachelöfen eingebaut waren, erwies sich das Schloss immer noch als schlecht heizbar. Längst sind nun die Räume mit Zentralheizung versehen, dennoch bekommen die Pächter auch heute noch den «Ostler» zu spüren, der durch das alte Gemäuer dringt.

Die Schwestern Volkart

Georg Gottfried Volkart (1850–1928) war gemeinsam mit seinem Bruder Inhaber einer vom Vater gegründeten bedeutenden Welthandelsfirma mit Niederlassungen in Winterthur und Bombay. Er heiratete Molly Ammann von der Seeburg in Kreuzlingen und erwarb 1907 das Schloss von sei-

nem Schwager August Ferdinand Ammann. Georg Gottfried Volkart war durch eine seiner Schwestern auch verschwägert mit Theodor Reinhart aus Winterthur, der von 1879 bis 1919 Teilhaber der Firma war und das Unternehmen zusammen mit seinen Söhnen Georg, Werner und Oskar später zu einem der grössten Handelshäuser der Schweiz machte.

Volkart hatte drei Söhne und drei Töchter mit seiner Frau, die bereits starb, als ihre jüngste Tochter vier Jahre alt war. Zweifellos schwächte es die Stellung der Familie in der Firma, dass auch die drei Söhne und potenziellen Nachfolger schon im Kindesalter verstarben. Jedenfalls trat der Vater nach dem Erwerb der Seeburg als Teilhaber der Gebrüder Volkart AG zurück. Später vererbte er die Seeburg an seine drei Töchter Nanny Wunderly-Volkart (1878–1962), Elisabeth Aman-Volkart (1888–1966) und Marguerite Bühler-Volkart (1897–1987). Durch den frühen Tod der Mutter ergab es sich, dass Nanny, die damals schon verheiratete Älteste, an ihren beiden um zehn und 19 Jahre jüngeren Schwestern auch Mutterstelle versah. Alle drei Schwestern hatten ihren Wohnsitz im Kanton Zürich und verbrachten mit ihren Familien lediglich die Sommerferien im Schloss am Bodensee. Ihre Verbindungen jedoch zu diesem Landsitz sind so intensiv und vielfältig, dass Kreuzlingen und damit der Kanton Thurgau ruhig ein wenig vom Glanz dieser Frauen für sich beanspruchen dürfen. Von ihnen hat 1958 die Stadt das Schloss samt Park erworben, nachdem die Stimmbürger mit einem Zufallsmehr von 28 Stimmen dem Kauf zugestimmt hatten.

Die Schwestern Volkart erlernten, wie im 19. Jahrhundert üblich, keinen Beruf. Ein vornehmes Mädchenpensionat in Dresden vermittelte ihnen gesellschaftlichen Schliff, Sprachkenntnisse und gehobene Lektüre. Später fanden die Frauen zu grosser Eigenständigkeit und Unkonventionalität, die sie von ihren Standesgenossinnen unterschieden. In aller Stille besetzten sie geistiges Terrain und machten es für sich urbar: Nanny Wunderly-Volkart führte während sieben Jahren einen bedeutenden Briefwechsel mit dem Dichter Rainer Maria Rilke. Briefe von ihm brachte die Post auch auf die Seeburg. Elisabeth Aman-Volkart verfasste – zum grossen Teil in einem Turmzimmer in der Seeburg – den bemerkenswerten, in der literarischen Welt beachteten Roman «Das Vermächtnis». Die Jüngste malte Aquarelle und betätigte sich als Biogärtnerin avant la lettre. Überhaupt waren alle drei Frauen leidenschaftliche Gärtnerinnen. Mireille Wunderly, die in Zürich und Rom lebende Enkelin der Ältesten, erinnert sich, dass unter den drei Schwestern beinahe ein



Die zwei Mädchen am flachen Bassin nahe beim südlichen Eingang der Seeburg konnten bisher nicht identifiziert werden.

freundschaftlicher Wettstreit um den schönsten Garten bestand. Die Erinnerungen an das Schloss, wo sie unvergessliche Ferien verbrachten, sind bei den Nachkommen noch wach und höchst gegenwärtig. Drei von ihnen kommen hier zu Wort. Die Seeburg und der sie umgebende Park sind ein Wahrzeichen Kreuzlingens, auf das die Stadt zu Recht stolz ist. Nachdem nun das Jubiläum festlich begangen worden ist, soll auch der letzten Besitzerinnen gedacht und ihr Wirken gewürdigt werden.

«Sterne vom Himmel ihrer Güte»

Nanny Wunderly-Volkart (1878–1962) sorgte sieben Jahre lang als grosszügige Mäzenin für Rainer Maria Rilke. Von 1919 bis wenige Tage vor dem Tod des Dichters im Dezember 1926 führte sie mit ihm einen ausgedehnten Briefwechsel.

Der Dichter Rainer Maria Rilke führte mehrere umfangreiche Briefwechsel mit berühmten Frauen. Sie sind erhalten und Teil seines literarischen Schaffens. In der literarischen Welt wird nun auch vermehrt der Briefwechsel mit der vormaligen Mitbesitzerin der Seeburg in Kreuzlingen, Nanny Wunderly-Volkart, wahrgenommen. Wer jedoch die erstmals 1977 im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek durch Rätus Luck herausgegebenen Briefe in Händen hält, erlebt eine Enttäuschung: Die bei-



Parkansicht von der Westseite des Schlosses mit Blick auf den See, der damals noch fast bis zur Umfassungsmauer reichte.

Tobi

Früchte mit Biss

Tobi Seeobst AG

Ibergstrasse 28

9220 Bischofszell

Tel. +41 71 424 72 27

www.tobi-fruechte.ch



Thurgauer Weine

Natur pur aus Thurgauer Rebbergen

Direkt vor Ihrer Haustüre

Unverfälscht und vielseitig

thurgauweine  ch

den Bände enthalten nämlich nur Rilkes Briefe von 1919 bis zu seinem Tod im Jahre 1926, nicht aber die von Nanny Wunderly-Volkart. Sie selber hat dies so bestimmt. Als sie um die Wende der Jahre 1951–52, zehn Jahre vor ihrem Tod, Rilkes Briefe und andere in ihrem Besitz befindliche Dokumente des Dichters der Schweizerischen Landesbibliothek schenkte, hielt sie ihre eigenen Briefe zurück. Rilke hatte diese in grossen Briefumschlägen gesammelt und die Verbrennung der persönlichen Schriftstücke nach seinem Tod angeordnet. Diesem Schicksal entgingen sie jedoch und 1951 tippte Nanny Wunderly ihre an den Dichter gerichteten Briefe eigenhändig mit der Schreibmaschine für ihr Privatarchiv ab: «Seine Briefe zusammen mit den meinen bilden ein Ganzes während seines Aufenthalts in der Schweiz und darum habe ich mir die Mühe genommen, sie ohne Auslassung abzuschreiben», vermerkte sie am Ende der Abschrift. Wer war diese Frau, der sich der Dichter in seinen letzten sieben in der Schweiz verbrachten Lebensjahren rückhaltlos anvertraute und die sich dieser besonderen Stellung durchaus bewusst war, auch wenn sie dafür ausdrücklich keine Publizität wünschte? In einer verwirrenden Mischung von Nähe und Distanz – bis zuletzt blieben die Briefpartner beim höflichen «Sie» – öffnete auch sie sich ihm, wie aus Rilkes Briefen zu erkennen ist. In dieser Spiegelung wird sie für uns erfahrbar als unendlich grosszügige Mäzenin, als Frau mit Geist, feiner Bildung und praktischem Sinn. Sie verstand mühelos die langen, in einem elaborierten Französisch verfassten Passagen, in die der Freund in fast allen Briefen von der deutschen Sprache unvermittelt und manchmal mitten im Satz hinüberwechselte. Sie sammelte wie er Gedichte und Lieder an die Sonne aus aller Welt und stand einem anspruchsvollen, grossbürgerlichen Hauswesen mit Bediensteten vor. Der Chauffeur der Familie führte sie und den Dichter in der Schweiz herum. Sie lebte mit Ehemann Hans Heinrich, einem Gerbereibesitzer aus alter Familie, und Sohn Charly in Meilen im Kanton Zürich. Sie hatte sich ein Atelier für Buchbinderei eingerichtet, fabrizierte Notizbücher und Alben und überzog mit den von ihr hergestellten bunten Papieren Schachteln. Rilke kam auch in den Genuss dieser Erzeugnisse.

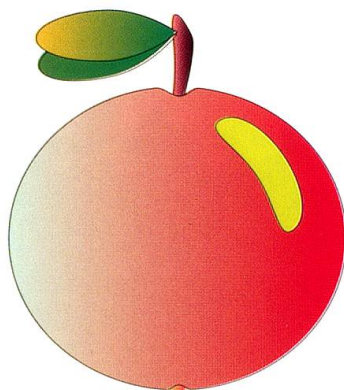
«In ihren Briefen ist lauter Wehen»

Es ist gewiss und von ihr selber glaubhaft bezeugt, dass die Freundschaft der ältesten Volkart-Tochter mit Rainer Maria Rilke nie ein Liebesverhältnis gewesen ist, wie es vielleicht die Intensität des über Jahre ge-



Blick auf die flache Ufer-
zone des Sees.

fürten Briefwechsels vermuten lassen könnte, aber auch das häufige Zusammensein der beiden. Rilke war bisweilen Gast in Meilen und wohnte dann in einem dem Haupthaus der Familie gegenüberliegenden Gebäude. Die Mäzenin besuchte ihren Schutzbefohlenen an den verschiedenen durch sie vermittelten Wohnorten, wie aus einem Verzeichnis von ihrer Hand hervorgeht. Sie machte mit ihm Reisen, zu den Sehenswürdigkeiten in der Schweiz, manchmal begleitet von ihrem Sohn Charly, Reisen, die übrigens zum Teil vom kunstsinnigen und literarisch gebildeten Ehemann mitorganisiert worden waren. Vom 23. November 1924 bis zum 6. Januar 1925 weilten der Dichter und seine Mäzenin gemeinsam in der Klinik in Valmont bei Glion im Kanton Waadt. Schon zeigte sich bei Rilke das langwierige und schmerzhaft, noch unerkannte Leiden einer Leukämie, das knapp zwei Jahre später zu seinem Tod führte. Hingegen wird über die Krankheit der Freundin in den zugänglichen Dokumenten nichts bekannt. In den Jahren des Briefwechsels mit Nanny Wunderly unterhielt Rilke ein Liebesverhältnis mit der Malerin Elisabeth Klossow-



**Bliib jung und fit
nimm en «Thurgauer Äpfel» mit!**

*Drucken ist nur
der Anfang...*

Endlos- + Snap-out-Garnituren
A4 Einzelblätter
Mailer
Endloskuverts
Sicherheitsprodukte
Ausweissysteme
Direktwerbung
Datenmanagement
Personalisierungen
Bar-Codes

Baumer

Baumer AG
Formularsysteme, Direktwerbung

Laubgasse 31, CH-8501 Frauenfeld
Telefon 052 723 42 42, Fax 052 723 42 90
info@baumer.ch, www.baumer.ch

ska. Während seines Schweizer Aufenthaltes lebte er mit der Geliebten zeitweise zusammen und verbrachte, wiederum von der Gönnerin finanzierte, Ferien mit ihr. In den Briefen ist häufig von Elisabeth Klossowska die Rede. Nanny Wunderly unterstützte auch sie, die mittellose geschiedene Frau und Mutter zweier Kinder, auf Ersuchen Rilkes.

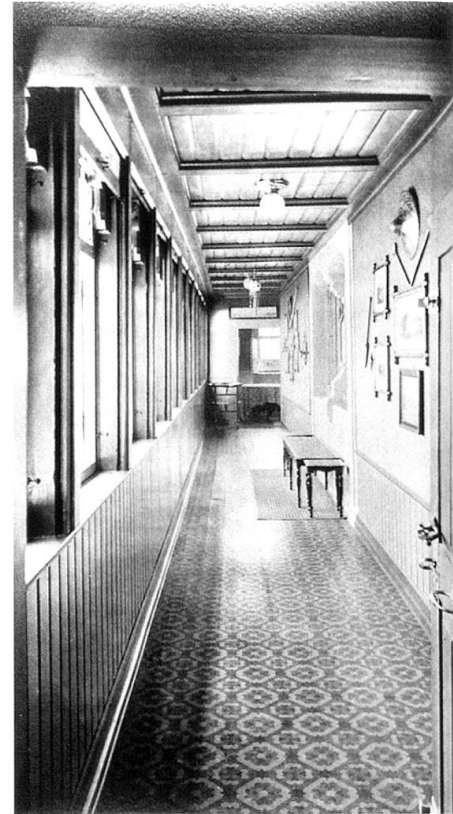
Wenn es aber kein Liebesverhältnis war, das den Dichter und die Zürcherin verband, was war es dann? Ganz sicher in erster Linie ein Mäzenat, das die vermögende und kulturell interessierte Dame spontan übernommen hatte, gemäss den Gepflogenheiten in ihrer Familie. Die Anspruchshaltung des Dichters wuchs und nahm gegen Ende seines Lebens ein erstaunliches Ausmass an. Es würde jedoch zu kurz greifen, in den Briefen nur Forderungen eines armen Dichters zu sehen, der sich als Aristokrat aufspielte. Die Briefe sind auch geistiger Austausch mit der Freundin über Befindlichkeiten, Bücher, Bilder und Konzerte und über Beziehungen zu anderen kulturell tätigen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen. Mit den Briefen, die sie manchmal fast täglich an den berühmten Mann adressierte, entdeckte Nanny Wunderly-Volkart ausserdem ihre eigene Leidenschaft fürs Schreiben und eine Begabung, die von Rilke vollkommen ernst genommen wurde. Überhaupt war der Dichter, was das Talent von Frauen anbelangte, für seine Zeit erstaunlich unvoreingenommen. Dies lässt sich in seinen Briefen vielerorts belegen. Am 26. Juli 1920 schrieb er seiner Freundin, die offenbar zuvor Zweifel an ihrem Schreibstil geäussert hatte: «In Ihren Briefen, Nike, ist lauter Wehen, Sie vergessen in ihnen Ihre kleine Gestalt, Sie stürmen in ihnen alle Richtungen Ihres Herzens aus –, Ihre Briefe sind mit Ihren Flügeln geschrieben.»

Der Dichter nannte die zierliche, blonde, jung wirkende Frau mit den wachen Augen Nike. So heisst die griechische Siegesgöttin mit den Flügeln, die man «so klein bilden kann und die doch immer das Grosse gibt, den grossen Sieg ...». Dies schrieb der Dichter am 11. Dezember 1919 aus Locarno an die 41-jährige Nanny Wunderly-Volkart. Selber im 45. Lebensjahr stehend, war er ihr nur wenige Wochen zuvor in Zürich begegnet. Damals war der österreichische, 1875 in Prag geborene Dichter den revolutionären und konterrevolutionären Ereignissen entflohen und, nachdem er zuletzt in Wien Militärdienst geleistet hatte, in die Schweiz gereist. Er war einer Einladung aus Zürich und anderen Schweizer Städte gefolgt, aus seinem Werk vorzulesen. In den Jahren bis zu seinem Tod 1926 blieb der bei seiner Flucht völlig mittellose, stets von

Links: In dieses Treppenhaus gelangt man auch heute noch durch den Eingang auf der Südseite. Im Parterre liegt der getäfelte Saal, in dem sich jetzt das Restaurant befindet. Im ersten Stock bietet der blaue Saal, der für besondere Anlässe gemietet werden kann, einen schönen Blick auf den Bodensee.



Rechts: Der Gang führt von der südlichen Flügelmauer in den Turm.



Ausweisung bedrohte Dichter in der Schweiz abhängig von Freunden und Gönnern, die für seinen Lebensunterhalt sorgten. Unter ihnen steht Nanny Wunderly zweifellos an erster Stelle, was die literarische Welt bisher nicht in aller Deutlichkeit gewürdigt hat. In seinen letzten Lebenstagen vom neunten bis zum 29. Dezember 1926 ertrug Rilke neben dem Pflegepersonal und den Ärzten in der Klinik Valmont nur sie allein an seinem Sterbebett. Die tiefe Verbundenheit der beiden Menschen wird letztlich wohl für immer ein Geheimnis bleiben, das den Respekt der Nachwelt verdient.

Ein Schloss mit Dienstmädchen

Rainer Maria Rilke machte kein Hehl daraus, dass er zum Dichten ein Schloss mit aristokratischer Ausstattung, einen romantischen und doch gepflegten Park benötigte, dazu ein Dienstmädchen, das für sein körperliches Wohl sorgte. Stand gerade kein herrschaftliches Anwesen zur Verfügung, nahm er vorübergehend mit einem »Grande Hotel« oder »Palace Hotel« vorlieb. Unermüdlich stillte die Freundin seinen Hunger nach Schönheit und Behagen. Immer wieder machte sie bei ihren Bekannten und in der Familie Schlösser und Landsitze ausfindig, die dem



Vorraum zum grossen Saal
im ersten Stock. Heute
Foyer zum blauen Saal.

Dichter für eine Weile Heimat boten. Kaum eingezogen, begann er die Räume jeweils nach seinem Geschmack wohnlich zu gestalten im Wissen darum, dass sie ihm nur vorübergehend ein Zuhause sein konnten. Dennoch forderte er allen möglichen Hausrat an: Möbel, Teppiche, Gardinen, Leuchter, Geschirr und Besteck. Die geforderten Gegenstände trafen auch immer in wenigen Tagen ein, aufwendig und liebevoll in Schachteln verpackt oder in Kisten eingesenagelt. Zu einem Teil stammten sie aus dem persönlichen Besitz der Mäzenin. Auf ihre Vermittlung hin beteiligte sich auch ihr Cousin Werner Reinhart aus Winterthur an der Unterstützung des Dichters. Er war es, der ihm schliesslich eine feste Bleibe verschaffen konnte. 1921 mietete er für ihn den alten Schlossturm Muzot bei Sierre, erwarb ihn später käuflich und liess Rilke bis zu seinem Tod mietfrei darin wohnen. Zu jeder Jahreszeit schickte ihm die Freundin Blumen, wenn immer möglich aus dem eigenen Garten. Oft waren es Rosen, die er besonders liebte und in seiner Grabinschrift verewigte. Rilke verdankte alle Sendungen überschwänglich und geistreich, jede Kleinigkeit erwähnend, auch die Verpackungen, die, wie ihm schien, Fürsorglichkeit, Umsicht und den Sinn für Ästhetik der Geberin noch auf besondere Weise offenbarten. Der Dichter liess sich auch einkleiden. Nanny Wunderly-Volkart schickte ihm teure Auswahlendungen an Herrenkonfektion, aus denen er sich grosszügig bediente, wenn er es nicht

vorzog, sich beim Schneider anzumelden. Auch in Kleinigkeiten rückte er nicht von seinem Bedürfnis nach Stil ab: «Liebe, eine Bitte, ich weiss, es kann keine so banal sein, qu'elle blasphèmerait votre bonté», schrieb er am 20. März 1920 nach einem langen Exkurs über sein Verhältnis zur Religion. Von einer Erkältung geplagt, bat er um die Besorgung von Taschentüchern: «Lassen Sie mich Ihre Auslage wissen», fügte er pro forma an, «und lassen Sie sie gleich sticken oder merken mit meinem R.M.R. – ja?» Zu dieser Zeit befand er sich auf dem Gut Schönenberg bei Pratteln. Später lebte er einige Monate im familieneigenen Schloss Berg am Irchel. Für sein körperliches Wohl sorgte dort das Dienstmädchen Leni. Die Auswahl der Hausangestellten war auch später, als der Dichter in Muzot wohnte, Gegenstand vieler Briefe: Die Mädchen sollten ihm die Wünsche von den Augen ablesen, tüchtig, intelligent und schweigsam sein, dabei gepflegte Umgangsformen nicht vermissen lassen. Der Dichter bevorzugte Schweizerinnen mit guten Französischkenntnissen. In seinem Brief vom 24. September 1921 schrieb er auf der Suche nach einer neuen «Leni»: «Es müsste eine sehr selbstständige, sehr findige Person sein; wenn ich die Eigenschaften alle zusammennehme, die ich von ihr zu verlangen geneigt wäre, so reichen sie für zwei Engel und drei Landmädchen ...»

Die unersättliche Begehrlichkeit nach Eleganz, Stil und Luxus in Alltagsdingen, die kindlich anmutenden Wünsche nach Versorgtsein und Geborgenheit, standen in krassem Widerspruch zur materiellen Situation und zum Herkommen des Sohnes eines Beamten. Erstaunt äusserte er sich in seinem Brief vom 20. Mai 1921 über den Ausspruch einer Malerfreundin: *«Elle prétend qu'avec beaucoup de fantaisie on peut s'arranger avec 600 francs par mois, ce que je ne saurais jamais faire.»*

Diese Summe aber entsprach damals einem sehr gehobenen Gehalt. Zur gleichen Zeit mussten «Lenis» mit 80 bis 100 Franken im Monat und einer nicht heizbaren Kammer Vorlieb nehmen. Noch in den vierziger Jahren betrug das durchschnittliche Monatsgehalt eines gelernten Berufsmannes rund 460 Franken, der damit Frau und Kinder ernährte. Für eine heutige Leserschaft gehen die Briefe an Nanny Wunderly mit ihren Wunschlisten an die Grenzen des Erträglichen, auch wenn ihnen Charme, Eleganz und unvergleichliche Sprachvirtuosität zugestanden werden muss. Und immer trafen die Geschenke «wie Sterne vom Himmel Ihrer Güte» ein – so drückte sich Rilke im Brief vom 24. November 1922 aus.



Getäferter Saal im Parterre mit Blick auf den See. Heute befindet sich dort das Restaurant. Der Ofen wurde entfernt.

Die betagte Nichte der Mäzenin, Veronika von Stockar, die heute in einem Nebenhaus von Schloss Berg am Irchel wohnt, liess, auf das Mäzenat ihrer Tante angesprochen, ihrem Unmut freien Lauf. Sie nannte Rilke kurzerhand einen «Sürmel» und «eingebildeten Tropf», der mit der Unsitte angefangen habe, «im Inneren der Seele zu grübeln». Veronika von Stockar ist in die Fussstapfen ihrer Mutter, der jüngsten Volkart-Tochter Marguerite Bühler, getreten und hat in ökologischer Hinsicht Bedeutendes geleistet. Sie wurde im Jahr 1919 geboren, in dem der Briefwechsel begann. Ihre Taufe fand am 11. Januar 1920 statt. Dies hatte Nanny Wunderly dem Dichter angekündigt, der am Tauftag aus Locarno antwortete: «Sonntag, Liebe – heute schreib ich Ihnen auf jeden Fall, Sie sind bei der ‹kleinen Schwester›, ein Festtag, Tauf-Tag, was meinte die kleine Veronika zu dieser Bemächtigung der Christenheit?»

So geriet die Nichte in den illustren Briefwechsel, ohne auch zu dieser «Bemächtigung» Stellung beziehen zu können.

Der Sieg

Als Rilke 1919 in die Schweiz kam, befand er sich in einer grossen Schaffenskrise, die schwer auf seiner Seele lastete. 1912 hatte er auf Schloss Duino der Gräfin Marie von Thurn und Taxis bei Triest mit einem Gedichtzyklus begonnen. Die Gedichte, nach ihrem Entstehungsort

Duineser Elegien benannt, wurden erst im Februar 1922 nach einer intensiven Schaffenszeit im Schlossturm von Muzot vollendet. In einem Brief machte der Dichter deutlich, wie gross der Anteil seiner Freundin an diesem Erfolg war: Muzot, 10. Februar 1922: «Oh Nike, petite Victoire, fièrement ailée à jamais, wie sind Sie doch sicher vorangeflogen, unbeirrt immer ... und haben dem Geist den Raum seines Atmens offen gehalten-, Der Sieg! Der Sieg! *Neun Elegien.*»

Im darauf folgenden Jahr vollendete Rilke auch die «Sonette an Orpheus». Die Vermutung darf geäussert werden, dass ohne Nanny Wunderly-Volkart die deutsche Dichtung um diese beiden Werke, die als Rilkes vollendetste gelten, ärmer wäre. Ihre Hilfeleistung war umfassend und vielfältig. Kleine und grosse Zuwendungen, Geistiges und Materielles erwiesen sich für den Dichter als gleichermassen unabdingbar. Bereits im Brief vom 20. Mai 1921, nachdem Rilke Schloss Berg hatte verlassen müssen, bringt er dies in einer langen Briefpassage zum Ausdruck: «Und oft, noch im Packen neulich dachte ich mir, dass ich doch durch Sie (nun seit anderthalb Jahren!) zuerst erfuhr, was es heisst ›Hilfe‹ empfangen (die ich zeitlebens nötig hatte!). In der rechten Hülfe, das haben Sie mich wunderbar erfahren lassen, Nike, gibt es nichts Kleines und nichts Grösseres; *alles wird gleich gross in ihr*: Das Vorhandensein des rechten Bindfadens, eines Aufklebeschildes im Moment des Bedarfs ist nicht geringer, nicht minder ruhe- und friedentiftend, nicht kraftsparender im innersten Grunde, als ich weiss nicht welcher enorme Beistand, als eben Berg selbst z.B. das Sie gefunden und ermöglicht haben! Da gibt es keine Unterschiede. Die meisten Menschen, selbst liebevolle, sind nach einem Hilfsakt zunächst erschöpft, es muss erst wieder Hilfsfähigkeit in ihnen nachwachsen: Und dann, in der Hauptsache, vieles scheint ihnen zu geringfügig, um geleistet zu sein. Sie wissen nicht oder bedenken nicht, dass, was unsere innere Waage am meisten verwirrt, die minimalen Belastungen sind, die man immerfort mit den kleinsten Gewichten aufzuwiegen hat, die einem zwischen den Fingern wegrollen und nicht gross genug sind, die Dezimalzahl der Grammbruchteile auf sich zu erhalten. Oh vous avez si bien compris, Chère, d'être juste, wie haben Sie an meiner Waage gestanden, bald ein Riesiges bald ein Winziges mit demselben Griff abwägend und forthebend, und die Zunge wieder einstellend in die reine Mitte, damit ich mir auf den reinen Schalen über die wirkliche Schwere meines Wesens deutlich werden sollte. Je vous en fait une tendre gloire qui ne s'effacera point



Südwestliche Parkansicht
mit flachem Bassin.

autant que je vis. Donc ne parlez jamais, jamais du «peu» que vous pouvez. Vous avez pu tout, depuis que je pense –.»

Nanny Wunderly Rilkes Muse zu nennen, wäre zu abstrakt und zu blutleer, sie allein als Mäzenin zu bezeichnen, würde den materiellen Aspekt ihrer Hilfe zu einseitig gewichten. Als Hüterin des dichterischen Feuers als Spenderin von Lebenswärme hat ihr der Dichter selber ein unvergleichliches Denkmal gesetzt: «Nur jedes Mal, kleine Nike, wenn ich Sie vor meinem Ofen knien sah und so innig bemüht um das Bisschen vorläufige und flüchtige Wärme in unserer Stube, dann war mir, als geschähe ein viel Wirklicheres und Dauernderes. Als sollt ich nur daran denken dürfen später, um der grösseren Wärme und Flamme in meinem inneren Leben sicher zu sein, und als ob Sie *die* eigentlich meinten und anfachten, und nicht Widerschein von ein paar Buchescheiten im kleinen, sonnigen Antlitz hätten, Liebe, sondern meines Herzens Glanz und reinsten Widerschein.» (Schönenberg bei Pratteln, 18. März 1920)

Am anderen Ende des Füllhorns Die Enkelin Mireille Wunderly erinnert sich

Die im 73. Lebensjahr stehende Mireille Wunderly hat lebhaftere Erinnerungen an ihre Grossmutter Nanny-Wunderly-Volkart.

Die Malerin, die Ausstellungen im In- und Ausland veranstaltet, lebt in Zürich und Rom. Sie hat sich auf das Gespräch vorbereitet und in ihrer

herrschaftlichen Zürcher Wohnung, die ihr auch als Atelier dient, Bücher und Schriftstücke bereit gemacht. Als kleines Mädchen verbrachte Mireille Wunderly mit ihrer Familie Sommerferien auf der Seeburg in Kreuzlingen. Sie erinnert sich noch an den grossen Ofen in ihrem Zimmer, der ihr abends, wenn sie einschlafen sollte, unheimlich war. Versteckte sich dahinter nicht vielleicht ein Eindringling? Von diesen Ängsten erlöste sie dann ihre Grossmutter, die bei ihr blieb, bis sie eingeschlafen war. Mit ihr verband sie zeitlebens eine innige Beziehung. Dies wird in dem facettenreichen und differenzierten Bild spürbar, das sie im Gespräch von ihr zeichnet. Als Heranwachsende hatte sie erlebt, wie noch die Betagte die Erinnerungen an ihre Zeit mit dem Dichter wach hielt. Sie las dem Mädchen aus seinen Briefen vor. Obwohl sich dem Kind deren Sinn nicht immer erschloss, war es doch vom Wohllaut der Worte fasziniert.

Eine Türe zum Selbst

Der Lebensstil der Grossmutter blieb bis tief ins 20. Jahrhundert hinein der einer vornehmen Dame aus einer vergangenen Zeit. Die Enkelin, die mit den Eltern Charles und Madeleine und ihrem älteren Bruder Charles im Wohnsitz der Familie in Meilen aufwuchs, beschreibt, wie ihre Grossmutter im Haus nebenan einen grossen Teil des Vormittags im Bett verbrachte, wo sie ihre Korrespondenz erledigte. Vom Bett aus teilte sie auch der Köchin, der Hausdame und dem Hausmädchen ihre Tagesgeschäfte zu. Die Dienstboten mussten, wenn sie mit ihr sprachen, immer die dritte Person mit dem Namen verwenden und durften das Zimmer nur rückwärts verlassen. Mireille Wunderly erlebte diese Szenen als etwas Fremdes, als eine Art Theaterstück. Die Enkelin findet heute, dass sich ihre sonst so herzliche, kindlich unvoreingenommene und freigebige Grossmutter gegen die Dienerschaft fast tyrannisch verhalten habe. Die Beziehungen, die Grossmutter Nanny zu ihren beiden jüngeren Schwestern, Mireilles Grosstanten, pflegte, sei ausserordentlich eng gewesen: «Wenn die Grossmutter mit einer von ihnen telefonierte, wusste ich, dass ich nun für eine ganze Weile bei ihr keine Chance mehr hatte», berichtet die Enkelin. In der Buchbinderei, die sich im ausgebauten Estrich in ihrem Haus «Zur unteren Mühle» befand, habe sie etwas Genialisches und Unbekümmertes an den Tag gelegt. Hingegen sei die stets elegant und teuer gekleidete Frau in der Führung des grossen Haushaltes sehr genau, ja fast pingelig gewesen. Sie habe für riesige Vorräte an



Der Park wurde weitgehend von der Schlossbesitzerin Marguerite Bühler-Volkart gestaltet. Er stellt heute mit seinen alten und zum Teil seltenen Bäumen ein wertvolles Arboretum im Kanton dar.

Lebensmitteln gesorgt und über grosse Mengen wertvoller Bett- und Tischwäsche verfügt, ja, die Grossmutter habe geradezu einen «Vorrats-tick» gehabt. Der Grund seien wohl die beiden Weltkriege gewesen. Die Grossmutter habe in den Kriegszeiten Freundinnen und Bekannten aus Deutschland und Ungarn mit Hilfssendungen unter die Arme gegriffen und sie später auch unterstützt, als sie in die Schweiz geflohen waren. Ein wenig ein Helfersyndrom habe ihre Grossmutter schon gehabt, meint Mireille Wunderly: «Sie hätte wohl mehr als nur ein Kind haben sollen.» Einer, der bei der Familie Zuflucht fand, war nach dem Ersten Weltkrieg auch Rainer Maria Rilke, der damals noch nicht den Nimbus eines grossen Dichters hatte. Die Enkelin weiss noch, wie Nanny Wunderly 1951 ihre Briefe an ihn mit zwei Fingern mit der Schreibmaschine abtippte: «Allerdings nicht ganz ohne Auslassungen, wie sie dazu notiert hat», lacht sie. Damals war sie 16 und schon grösser als ihre klein gewachsene Grossmutter, die sich in einer für sie charakteristischen, hüpfenden Gangart fortbewegte: «Meine Grossmutter hat sich durch den Briefwechsel mit Rilke selber kennengelernt. Der Dichter hat ihr eine Türe zu ihrem Selbst gezeigt. Diese hat sie geöffnet und dahinter einen Schatz entdeckt», erklärt Mireille Wunderly. Viel Verständnis bringt sie für Rilkes Anspruchshaltung auf, die in den Briefen zum Ausdruck kommt: «Rilke war Opfer seiner Zeit, seiner Krankheit und Armut.» Er, der Flüchtling, sei in einem umfassenden Sinn heimatlos gewesen, denn er habe von seiner psychisch leidenden Mutter und dem fordernden Vater, der seinen Sohn in eine Militärakademie steckte, niemals Fürsorge und Geborgenheit erfahren dürfen. «Meine Grossmutter war am anderen Ende des Füllhorns.»

Die Uhren, Gefährten der Einsamkeit

Lilly Elisabeth Aman-Volkart schuf mit einem einzigen grossen Roman, «Das Vermächtnis», und der autobiografisch gefärbten Novelle «Manuel und das Mädchen» literarische Meisterwerke.

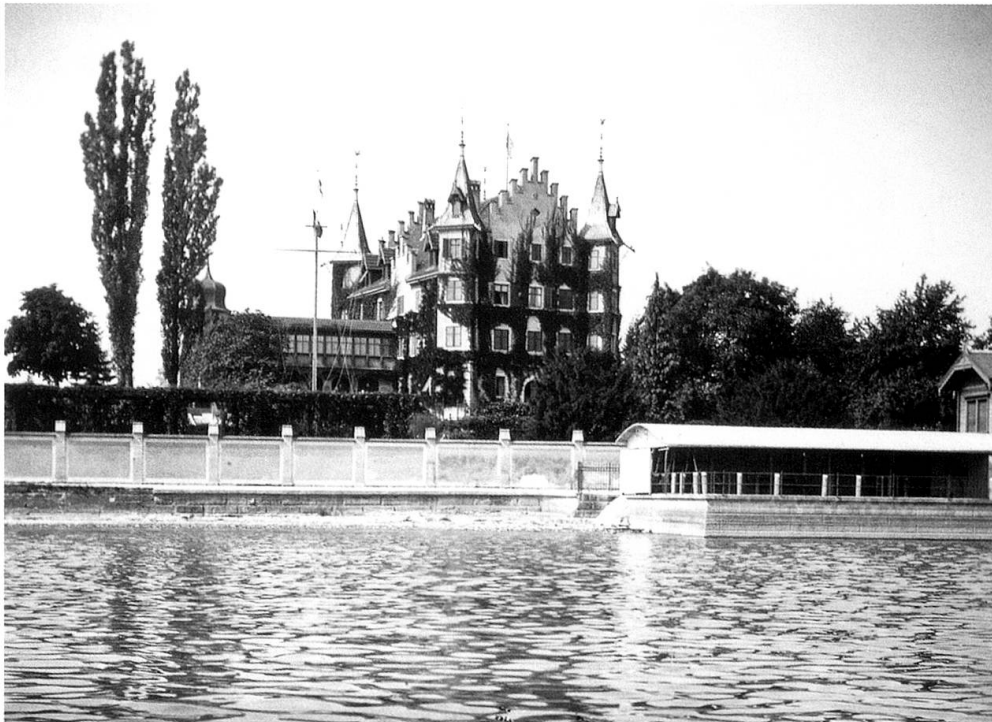
«Die Uhr war seit langem die Gefährtin des einsamen Kindes, und ihre sanften Geräusche waren seinem nachdenklichen Wesen gemäss».

Elisabeth Aman aus «Manuel und das Mädchen»

In der Jugend deutete nichts auf die Neigung der zweitältesten Volkart-Tochter zum Schreiben hin. Wie die Schwestern heiratete Lilly Elisabeth Aman-Volkart früh und standesgemäss. Mit ihrem Mann, dem Juristen Charles Heinrich Aman (1882–1941), hatte sie vier Söhne und eine Tochter und erlebte zunächst in Ehe und Mutterschaft Glück und Erfüllung. Die Familie wohnte in Zürich. Doch allmählich lebten sich die Ehegatten auseinander. Er liebte den geselligen Betrieb, während sie immer mehr die Stille suchte. Diese fand sie in der geliebten Gartenarbeit. Das Paar hatte die ersten Ehejahre in London verbracht. Englische, in der Schweiz noch unbekannte Gartenkunst brachte Elisabeth Aman in ihren grossen Garten nach Zürich, und auch die Seeburg profitierte von ihrer Erfahrung. Dort schuf sie Durchblicke, gestaltete Bäume und Alleen. 1941, nach dem Tod ihres Mannes, geriet sie in eine schwere seelische Krise. Fünf Jahre später verlor sie ihren ältesten Sohn bei einem Flugzeugabsturz. Der Schriftsteller und Freund Rilkes, Max Picard, mit dem Elisabeth Aman-Volkart eng verbunden war, ermutigte sie zum Schreiben. Wie ihr Sohn Thomas bezeugt, schrieb sie den Roman «Das Vermächtnis» zum grössten Teil mutterseelenallein in einem Turmzimmer auf der Seeburg.

Die beiden Werke, das 1951 entstandene «Vermächtnis» und die im folgenden Jahr erschienene Novelle «Manuel und das Mädchen» geben Zeugnis von der hohen erzählerischen Begabung der Seeburg-Erbin. Besonders der Roman stand jedoch wie ein erratischer Block in der zeitgenössischen literarischen Landschaft. Dennoch fand er Beachtung und Anerkennung nicht nur bei Literaten, das Buch zog einen kleinen Kreis von Lesenden aller Schichten in seinen Bann. 1952 erhielt die Autorin dafür den Preis der Schiller-Stiftung. In den Sechziger-Jahren geriet das schwer einzuordnende Werk in Vergessenheit. Dazu beigetragen hat sicher auch die Scheu der Autorin vor öffentlichen Auftritten, wie zum Beispiel vor Lesungen. Der Nichterfolg ihrer Bücher raubte ihr jedes Selbstvertrauen. Inspiration und Gestaltungskraft versiegten. Zusammen mit ihrer Tochter veranstaltete sie eines Tages ein Autodafé: Alle Manuskripte, Angefangenes, Notizen und Briefe gingen in Flammen auf. Für die Neuherausgabe ihrer Werke 1997 war es darum schwierig, ihre Persönlichkeit zu erfassen. Zum Glück hatte ihr Verleger Wolfgang Klee alle ihre Briefe aufbewahrt.

«Das Vermächtnis» erregt auch bei der heutigen Leserschaft Staunen, Faszination und eine gewisse Ratlosigkeit. Das Buch lässt sich nämlich



Die Nordansicht der Seeburg vom See aus aufgenommen. Der See reichte damals noch bis zum Weg entlang der Umfassungsmauer des Schlösschens. Vor Jahren ist die flache Uferzone mit der Bootsanlegestelle aufgeschüttet und in ein Naturschutzgebiet umgewandelt worden.

nicht einfach nacherzählen oder zusammenfassen. Es erfordert langsames, fast meditatives Lesen. Die teils surreale, teils an einen historischen Roman erinnernde Geschichte vom Schicksal des zu Unrecht als Mörder verurteilten Compte d'Egrenay, genannt Dreifuss, ist in das provenzalische Dorf Estoublon verlegt. Die Erzählung verläuft in einer kreisenden Bewegung und bezieht eine grosse Zahl mit feinem psychologischem Gespür gezeichnete Nebenfiguren mit ein. Elisabeth Aman macht Düfte, Stimmungen und Landschaften der Provence, die sie mehrere Male in den Jahren vor dem Krieg in Begleitung ihrer älteren Schwester Nanny und deren Chauffeur besucht hat, sinnlich erlebbar. Man kann sich vorstellen, dass Selbstironie und eigene Zweifel an ihrem opus magnum ins Bild eingeflossen sind, das sie von einem Verleger zeichnet, dem Jean Baptiste Le Coq die Schriften des verstorbenen Compte d'Egrenay zur Veröffentlichung anbietet. Das Manuskript sei viel zu weitschweifig und zu lang, lässt sie dort den Verleger sagen: «Ich habe den Verdacht, dass es ein Verrückter geschrieben hat.» (S. 61.)

Und als Lecoq das Manuskript verteidigt, führt er aus: «Da ich nun einmal ein Verleger bin ... muss ich mich Ihnen aufrichtig erklären! Ich gebe zu, dass ich mich, wenn auch widerwillig, Ihrer Ansicht füge, den Autor nicht für verrückt zu betrachten, obgleich ich sagen muss, dass, wenn jemand mit dem Ende eine Geschichte beginnt und mit deren Anfang

endet, sicherlich etwas nicht in Ordnung sein kann! Es ist ja, das werden Sie zugeben müssen, alles im Kreis herum geschrieben und der Stoff dieses Buches ist teilweise etwas bedenklich.» (S. 63.)

Es könnte ebenfalls eigene Erfahrungen widerspiegeln, wenn Elisabeth Aman dem Verleger ausserdem in den Mund legt: «Wäre es etwas Lesbares, eine hübsche Familiengeschichte, mit einem gut gefügten Anfang und einem behaglichen Ende, oder ein Liebesroman mit etwas belebender Spannung, einem schwungvollen Höhepunkt.» (S. 63.)

Bestimmt hätte auch jeder Verleger in der Realität viel lieber aus der Feder dieser Autorin eine «hübsche Familiengeschichte» angenommen als dieses unkonventionelle Werk.

Das Herz in Gebrauch nehmen

Die einzelnen Kapitel können auch als in sich geschlossene Erzählungen gelesen werden, deren reiche Symbolik sich bereits in den Namen der Protagonisten niederschlägt. So trägt der Tod, der dem Uhrmacher Léonide Borborygme in Gestalt eines Mannes aus dem 18. Jahrhundert begegnet, den sprechenden Namen Hercule Cassecou – Herkules, der Halsbrecher.

Als eines von vielen Beispielen für den Umgang der Schriftstellerin mit Symbolen kann das Kapitel «Die Welt der Zelle» dienen: Der junge Priester Xavier Ponce lässt seine Cousine Justine als Haushälterin in das abgelegene Dorf Estoublon kommen. In einer heissen, stillen Sommernacht voller Düfte sind die beiden jungen Menschen ihrer Einsamkeit und der Sehnsucht nach menschlicher Nähe ausgeliefert. Nur eine Holzwand trennt ihre Schlafkammern. Der Geistliche sucht vergeblich Ruhe und Trost beim Herz-Jesu-Bild, das an der Trennwand hängt. Im nächtlichen Garten trifft er auf Justine, die dort Kühlung sucht. Sie erzählt dem Priester von der alten, herzförmigen Kuchenform aus Ton, die sie im Schuppen gefunden, gereinigt und in der Küche an einen Nagel gehängt hat: «Ich werde das Herz in Gebrauch nehmen», erklärt sie ihrem Verwandten. Das Herz erscheine ihr schmal und wie von einem Kummer zusammengepresst. Bei ihren Worten findet Ponce seine Fassung und damit seine Überheblichkeit wieder: «Ich weiss nicht, wie es sich verhält, dass du eine tönernen Herzform mit dem menschlichen Herzen vergleichen kannst», belehrt er die junge Frau. «Wir dürfen annehmen, dass etwas, was Gott geformt hat, keinen so absonderlichen Veränderungen unterworfen ist.» (S. 118.)



Auch das Herz Elisabeth Amans wurde schon früh von Kummer «zusammengepresst».

Als Kind erlebte sie den Tod ihrer drei Brüder. Die 13-Jährige verlor ihre Mutter. Die frühen Todeserfahrungen warfen einen Schatten auf ihre Kindheit und Jugend. Die Herkunft aus der vornehmen Winterthurer Familie machte das Kind einsam. Es blieb mit seinem empfindsamen Herzen allein.

Wiederum könnte für die Autorin selber gelten, was sie dem sterbenden Compte d'Egrenay im Gespräch mit Lecoq in den Mund legt: «Was meint Ihr, was für ein Herz ich habe? ... Ein wachsames, ein feingegliedertes Herz, das unter der leisesten Berührung erbebt und über mehr Saiten verfügt, als Ihr ahnt!» (S.56.)

Einsamkeit wird auch in der autobiografisch gefärbten Novelle «Manuel und das Mädchen» spürbar. Das Mädchen, namens Meret, wie die Autorin selber das Kind vermögender Eltern, steht ganz ausserhalb der Klasse. Zuhause bewegt es sich in einem riesigen, unbewohnt erscheinenden Haus. Merets Liebe gilt einem Klassenkameraden, der durch sein vermutlich jüdisches Herkommen ebenfalls am Rand steht. Den Uhren gilt ihre besondere Zuneigung. Sie empfindet sie als «Gefährten der Einsamkeit». Die Novelle ist eine meisterhaft komponierte Rahmenerzählung. Merets Vater erzählt seiner Tochter, wie vor vielen Jahren in der Stadt plötzlich die Brunnen versiegten und eine Wassernot entstand. Eine jüdische Familie ist kurz zuvor in die Stadt gezogen. Das Familien-

Der Park wurde weitgehend von der Schlossbesitzerin Marguerite Bühler-Volkart gestaltet. Er stellt heute mit seinen alten und zum Teil seltenen Bäumen ein wertvolles Arboretum im Kanton dar. Im Zweiten Weltkrieg diente der Park der Familie auch als Anbaufläche für Gemüse.

oberhaupt findet mit einer Wünschelrute den Defekt in der Wasserleitung, und noch ehe die Stadtväter sich zu einem Dank aufrufen können, sind die Fremdlinge wieder abgereist, nachdem die junge Frau bei einem Unfall ums Leben gekommen ist. In der erzählenden Vaterfigur der Rahmenhandlung hat Elisabeth Aman Georg Gottfried Volkart, ihrem eigenen, sensiblen und künstlerisch veranlagten Vater, ein Denkmal gesetzt. Erst Jahre, nachdem sie die Geschichte geschrieben hatte, erfuhr die Autorin, dass es im 17. Jahrhundert in Winterthur tatsächlich eine Wassernot gegeben hat. Mit traumwandlerischer Sicherheit hat die Schriftstellerin ihren Stoff gefunden. Die Berner Literaturkritikerin Elsbeth Pulver hat 1997 «Das Vermächtnis» in der Reihe «Schweizer Texte» (Paul Haupt-Verlag) erneut herausgegeben und mit ausführlichen Erläuterungen zum Werk und zum Leben der Autorin versehen. In der gleichen Reihe ist 2003 auch die Novelle «Manuel und das Mädchen» wieder erschienen. Bei ihrer Arbeit als Herausgeberin konnte sich Elsbeth Pulver auf direkte Zeugnisse des 1918 geborenen Sohnes der Schriftstellerin, Thomas Aman, stützen.

Das verlorene Paradies

Thomas Aman, der heute 91-jährige Sohn der Schriftstellerin, spricht von der Seeburg als von einem verlorenen Paradies.

Thomas Aman und beginnt seine Erzählungen mit einem schmerzlichen «O je, o je!». Der Ausruf bezieht sich auf eine Fülle der Erinnerungen, von denen einige hier aufgezeichnet sind. Auf seinen Knien liegt das Seeburg-Gästebuch, dessen Eintragungen mit 1906 beginnen. Illustre Zeitgenossen finden sich darin. Unter ihnen ist auch Jean Rudolf von Salis, der damals die Weltpolitik mit wachem Blick verfolgte und kommentierte. Das Schloss war ein Ort der Geselligkeit, wo der Heranwachsende unvergessliche Tage verbrachte. Er machte sich in den Stallungen nützlich, strich die Fensterläden und half mit, die Kastanienbäume in der Allee zu schneiden, unter denen die Mutter Tausende von Tulpenzwiebeln gesetzt hatte. Aber auch das Baden im See kam nicht zu kurz, die Bootsfahrten und das Tennisspielen, wie ein Fotoalbum aus glücklichen Tagen zeigt. Zur Essenszeit läutete Thomas Aman die Glocke, die heute noch über dem Eingang zur Seeburg-Terrasse hängt. Einst lernten die Brüder in Kreuzlingen zwei junge Velotouristinnen aus Dänemark kennen und luden sie auf Anregung des Vaters zum Mittagessen auf die

Seeburg ein. Wie freute sich die passionierte Rosenzüchterin Nanny Wunderly, als die Mädchen sich als die Töchter des berühmten dänischen Rosenzüchters Svend Poulsen zu erkennen gaben.

Aufregend waren auch die Besuche in der benachbarten Villa Cécile, wo sich heute die Jugendherberge befindet. Dort lebte Onkel August Aman, ein Röntgenpionier, der ständig Neues erprobte. Mit einem selbst konstruierten Apparat durchleuchtete er fleissig die Familie und wer sich sonst noch dazu hergab. Der Pianist Edwin Fischer war auf der Seeburg zu Gast und auch andere berühmte Musiker. Unvergessen sind die Erzählabende vor dem Kaminfeuer, und wie jedes ordentliche Schloss hatte auch die Seeburg ihren Geisterspuk: Plötzlich regnete es Steine ins Zimmer der Weissnäherin, die gerade auf der Stör war. Gelegentlich schwebten auch Deckbetten im Zimmer. Es seien wohl die Bischöfe am Werk, denen die Seeburg einst als Lustschloss gedient hatte, lachte man.

In den Kriegsjahren machte die Anbauschlacht nicht Halt vor dem Seeburgareal. Feldfrüchte und Gemüse verdrängten die Blumen. Körbe davon wurden jede Woche nach Zürich geschickt. Die herangewachsene Jugend war immer hungrig und oft gab es Kopfzerbrechen drüber, wie man all diese jungen Menschen mit ihren Freunden sättigen könne. Denn die Gastfreundschaft hielt man in Zürich so wie auch auf der Seeburg nach wie vor hoch.

Nach dem frühen Tod des Vaters habe die Mutter sich ganz allein mit der Schreibmaschine ins leere Schloss zurückgezogen und im Westturm an ihrem Buch geschrieben. Sie habe das kleine Turmzimmer geliebt, denn dort würden die Gedanken immer wieder zu ihr zurückfinden. Nachdem die drei Schwestern den Verkauf der Seeburg beschlossen hatten, legte Mutter Aman den ihr zufallenden Hausrat im blauen Zimmer auf vier Haufen. Nach den Vorlieben und Bedürfnissen ihrer Kinder hatte sie Möbel, Silber, Geschirr, Bilder und Textilien verteilt. Sie muss die Kinder genau gekannt haben, denn Thomas Aman betont das grosse Einverständnis, das unter den Geschwistern herrschte. Nur noch Weniges hätten sie unter sich ausgetauscht. Die Mutter erklärte, sie brauche nicht mehr für sich selber als Bett, Tisch, Stuhl und ein Besteck, Dinge, die sie dann wahrhaftig in einem Warenhaus für sich kaufte. Sie zog in die Zürcher Altstadt, in eine Wohnung des heute von ihrem Sohn bewohnten Hauses. Der Tag kam, da auch der restliche Hausrat in der Seeburg versteigert wurde. Unter den Sachen waren zwei kostbare, blau bemalte

englische Bidets. Ein Mann bot zur Verwunderung aller unermüdlich, solange, bis diese in seinem Besitz waren. Jahre später war Mutter Aman in der Stadt Wil unterwegs. Das Schaufenster einer Metzgerei fesselte ihren Blick: Dort prangten links und rechts die Bidets aus der Seeburg, gefüllt mit Sauerkraut und Schweinekopf.

Tomas Aman erinnert sich, dass Uhren im Leben seiner Mutter eine grosse Rolle spielten. Regelmässig kam ein Uhrmacher ins Haus, der die Zeitmesser aufzog und wartete. Eine kleine Wanduhr aus der Seeburg begleitete Elisabeth Aman bis zu ihrem Tod. Auf das Pendel hatte sie ein Fragezeichen gemalt. Diese Uhr schlägt auch heute noch im Haus, das nun ihr Sohn bewohnt. Nach 25 in der Provence verlebten Jahren ist er in seine Heimatstadt Zürich zurückgekehrt.

Mit der Natur verbunden

Marguerite Bühler-Volkart war erst vier, als ihre Mutter starb. Sie stand einem grossbürgerlichen Haushalt vor und hatte eine besondere Beziehung zu Tieren und Pflanzen.

Als Jüngste der drei Schwestern muss die erst vierjährige Marguerite Volkart den Verlust der Mutter besonders schmerzlich empfunden haben. Wie ihre Schwestern wuchs sie in der vom Grossvater Salomon und dessen Bruder Johann Georg Volkart erbauten Villa Wehntal an der Römerstrasse in Winterthur auf. Das Gebäude im klassizistischen Stil steht nicht mehr. An seiner Stelle erhebt sich heute das Hochhaus der Winterthur Versicherungen, die ihr Grossvater mitbegründet hatte. Marguerite erhielt die gleiche Ausbildung wie ihre Schwestern im Pensionat in Dresden. Auch sie war musisch begabt und malte Aquarelle, die noch in Familienbesitz sind. Sie heiratete den Baumwollspinnereibesitzer Hans Eduard Bühler aus Winterthur. Der Oberst der Kavallerie war ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und Jäger und auch er war sehr kunstsinnig. Er schuf Pferdeplastiken und legte eine berühmte Bildersammlung an. 1922 kaufte er das Schloss Berg am Irchel, das kurz zuvor Rainer Maria Rilke vorübergehend als Wohnsitz gedient hatte, und bewohnte es von da an mit seiner Familie. Marguerite Bühler-Volkart stand einem grossen Haushalt mit Dienerschaft vor. Auch sie mied nach Möglichkeit Öffentlichkeit und gesellschaftliche Anlässe und widmete sich ganz ihren vier Kindern. Ihr Reich wurden mehr und mehr der Garten und die Hühner, die sie züchtete. Für das grosse Grundstück mit Blu-

men- und Gemüsegarten standen ihr ein bis zwei Gärtner zur Verfügung. Diese setzten unter ihrer Anleitung die damals noch neuen und ungewohnten Ideen des naturnahen Gartenbaus um. Das Wort Biogarten existierte noch nicht: «Die Bemühungen meiner Mutter, den Garten im Einvernehmen mit der Natur zu bestellen, wurden damals belächelt», erinnert sich ihre Tochter Veronika von Stockar.

Chinesische Pfingstrosen am Bodensee

Erinnerungen von Veronika von Stockar-Bühler an Ferien auf der Seeburg

Die 90-jährige Veronika von Stockar-Bühler ist die älteste Tochter von Marguerite Bühler-Volkart. Die Liebe zur Natur hat sich von den Eltern auf sie übertragen. Noch heute wohnt Veronika von Stockar im umgebauten ehemaligen Gästehaus von Schloss Berg am Irchel. Seit den Sechziger-Jahren betreibt sie eine Pflegestation für Greifvögel. Die Vetsuisse-Fakultät der Universitäten Zürich und Bern hat sie 2007 für den guten Umgang mit Wildtieren und das im Laufe der Jahre sorgfältig gesammelte Datenmaterial mit dem Ehrendoktor ausgezeichnet. Sie weiss spannend von der unvergesslichen Ferienheimat ihrer Kindheit zu erzählen, es seien paradiesische Zeiten gewesen. Lebhaft ging es auf der Seeburg in Kreuzlingen immer im Sommer zu und her mit ihren drei Geschwistern, den Cousins und Cousins. Ausserdem durfte jedes Kind auch immer Kameraden einladen. Park und See sowie der nahe Tennisplatz boten ein reiches Betätigungsfeld für alle.

Zahlreiche, oft illustre Gäste kamen zu Besuch, so dass fast immer zwanzig Personen am Tisch sassen. Veronika von Stockar lernte schon früh Schauspieler und Literaten kennen. Unter ihnen waren auch der Schriftsteller Jakob Schaffner (1875–1944) und seine Freundin Lydia. Als junge Frau erlebte Veronika von Stockar bei diesem Paar eine Anspruchshaltung, die ihren Unmut erregte. Dagegen habe ihre Familie ein einfaches Leben geführt. Ausserdem war Schaffner, der noch in jungen Jahren als einer der bedeutendsten Schriftsteller aus der Deutschschweiz gegolten hatte, damals mit Haut und Haar dem Nationalsozialismus verfallen. Eine unliebsame Begebenheit brachte dies für die Eltern und die Tochter an den Tag: Es war im Sommer 1943, als die Gastgeber gemeinsam mit dem Ehepaar Schaffner in der «Bergtrotte» in Stein am Rhein einkehrten. Dieses Restaurant war damals ein Treffpunkt von



Der Innenhof mit der südlichen Flügelmauer, die von einem Türmchen abgeschlossen wird. Über dem Tor gegen Osten hängt immer noch die Glocke. Der Hof dient heute als romantisches Gartenrestaurant.

Künstlern, Schriftstellern und Intellektuellen. Es gab dort ein Gästebuch, in dem sie malend oder schreibend ihren Aufenthalt dokumentierten. Die «Bergtrotte» ist heute kein Restaurant mehr. Das wertvolle Gästebuch ist leider nicht mehr erhalten, wie der heutige Besitzer des Hauses, Felix Graf aus Schaffhausen, bedauert. Als die Gäste aus Kreuzlingen zu Besuch waren, führten seine Grosseltern das Restaurant. Vater Bühler, ein guter Zeichner, verlieh seiner Verachtung für Hitler deutlichen Ausdruck, als er sich im Gästebuch verewigte: Er malte einen Galgen und daran gut erkennbar den Führer. Die Stimmung sei danach sehr frostig geworden, berichtet die Tochter. Der Schriftsteller und seine Frau forderten anderntags, dass Vater Bühler ins Restaurant gehe und die Figur unkenntlich mache. Als er sich weigerte, reiste das Paar ab, sehr zur Freude der jungen Veronika. In den Kriegsjahren betätigte sich Schaffner in der Schweiz mit grossem Pathos als Propagandist des Nationalsozialismus. Er begab sich dann nach Strassburg, wo er bei einem Bombenangriff ums Leben kam.

Ein liebes Andenken an die Seeburg hat Veronika von Stockar all die Jahre begleitet: 1958, als die Munizipalgemeinde Kreuzlingen Schloss und Park erworben hatte, grub ihre Mutter dort einige der schwer zu ziehenden Paeonia Arborea aus, eine aus China stammende Pfingstrosenart mit holzigem Stamm. Sie blühen noch heute im Garten ihrer Tochter.

Literatur

Rilke Rainer Maria: Briefe an Nanny Wunderly-Volkart, 2 Bde; im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklaus Bigler, besorgt durch Rätus Luck; Insel Verlag, Frankfurt am Main 1977.

Aman Elisabeth: Das Vermächtnis; herausgegeben von Elsbeth Pulver; Schweizer Texte, Bd. 9; Verlag Paul Haupt, Bern, Stuttgart, Wien 1997. ISBN 3-258-05644-7.

Aman Elisabeth: Manuel und das Mädchen; Schweizer Texte, Bd. 20; Verlag Paul Haupt; Bern, Stuttgart, Wien 2003. ISBN 3-258-06666-3.

Gonzenbach Roger: «Verteufelt schad, dass die Unglücksplatte brechen musste»; die Anfänge des Röntgens in den thurgauischen Spitälern; Huber & Co. Frauenfeld, 2003. ISBN 3-00-012650-3.

Beeli Albin: Kreuzlingen. Hrsg. Stadtrat Kreuzlingen. Kreuzlingen. 1964.